



Makah-Indianer, toter Grauwal in der Neah Bay: Gnadenschuss nach zehn Minuten

INDIANER

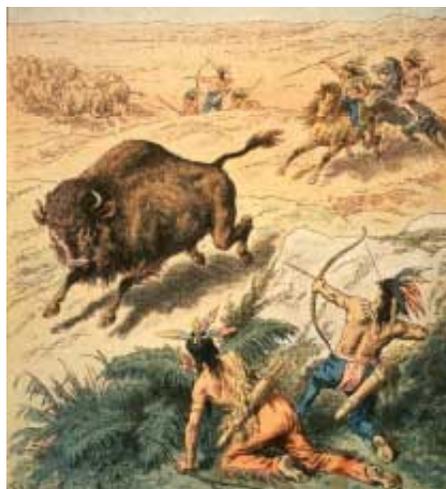
Öko-Wilde im Ölgeschäft

Taugen die Indianer wirklich als Vorbild für das Leben im Einklang mit der Natur? In den USA ist eine kritische Debatte über die Umweltsünden der Ureinwohner entbrannt.

Über der Neah Bay an der Nordwestküste der USA waberte noch Morgendunst, als sieben Makah-Indianer ihr Zedernkanu ins Wasser bugsierten. Mit kräftigen Paddelschlägen fuhren sie auf die See hinaus.

Als die Sonne aufging, erspähten sie den Rücken eines prachtvollen Grauwal. Doch sie waren nicht gekommen, das Naturschauspiel zu bestaunen. Nach Art ihrer Vorväter stießen die Krieger lange Harpunen in den Leib des Wals. Zehn Minuten zerzte das Tier das Kanu hinter sich her, dann erlöste es ein Gnadenschuss.

Die Jagd auf den geschützten Meeresräuber hatten sich die Indianer von der Internationalen Walfangkommission absegnen lassen. Die kürzlich erteilte Fangenehmigung war die erste seit 1920. Naturschützer in bunten Anoraks standen



Indianer auf der Bisonjagd (um 1880)
Protzige Schlachtfeste im Sommer

fassungslos am Strand, als der 30-Tonnen-Kadaver an Land gezogen wurde. Wenig später malten sie neue Transparente: „Rettet einen Wal – harpuniert einen Makah“.

Eine alte Allianz bricht auseinander: Seit den sechziger Jahren galten die Indianer als Galionsfiguren der Öko-Bewegung. Das wettergegerbte Gesicht von Iron Eyes Cody, dem verdienten Filmindianer vom Stamm der Cherokee, mit einer großen Kullerträne im Auge wurde als Plakattmotiv weltberühmt; Motto: „Umweltverschmutzung – es ist ein Jammer“.

Kwakiutl-Indianer an der Westküste Kanadas segneten die allererste Schiffsexpedition von Greenpeace gegen Nukleartests der Amerikaner. Die Umweltorganisation verteilte ungezählte Aufkleber mit der Prophezeiung des kanadischen Stammes der Cree: „Erst wenn der letzte Baum gerodet, der letzte Fluss vergiftet, der letzte Fisch gefangen, werdet ihr feststellen, dass man Geld nicht essen kann.“

Jetzt wankt das Denkmal des Öko-Wilden. Amerikanische Historiker und Umweltschützer melden Zweifel an, ob Indianerstämme wirklich als beispielhaft für den ehrfurchtsvollen Umgang mit der Natur gelten können.

Rund 500 Indianervölker lebten in den USA, und in Wahrheit sind nur wenige darunter, die in Mokassins über Mutter Erde huschten, ohne einen Grashalm zu knicken.

Da gibt es die Goshute-Indianer aus dem Mormonen-Staat Utah, die gegen den Widerstand des Gouverneurs einem privaten Energiekonzern gestattet haben, Atommüll in ihrem Reservat zu lagern. Oder den Tlingit-Stamm, der den Konzern Sealaska gründete und in Südostalaska Öl und Gas fördert, Wälder abholzt und Flüsse begradigt.

„Auch die prähistorischen Nomaden waren keineswegs vorbildliche Naturschützer“, erklärt Andrew Isenberg, Geschichtspräsident an der Princeton University und Experte für die Indianer des Westens. „Das reicht lange zurück.“ Schon am Ende der letzten Eiszeit hätten die aus Asien eingewanderten Paläoindianer „zu einem großen Artensterben beigetragen“.

Über die Büffeljagd, um die das Leben vieler Stämme kreiste, berichtet der Historiker: „In der dünnen Landschaft der Great Plains mussten die Indianer stets darauf achten, knapp bemessene Ressourcen, etwa im Winter getrocknetes Fleisch, nicht zu vergeuden. Das war überlebensnotwendig.“ Wenn aber im Sommer Jagd auf große Büffelherden gemacht wurde, „gab es mitunter protzige Schlachtfeste, für die oft weit mehr Büffel als notwendig getötet wurden – so kompensierten die Stämme psychologisch die mageren Tage“.

Ähnliche Beobachtungen machte der amerikanische Anthropologe Shepard Krech, der an der Brown University in Providence (Rhode Island) lehrt: „Die Stäm-

me dachten früher nicht an Umweltschutz, wenn sie auf Jagd gingen.“ Der Professor hat selbst im Nordwesten Kanadas unter Ureinwohnern gelebt und seine Erfahrungen jetzt in einem Buch zusammengefasst*. Ehrfurcht vor der Natur konnte er nicht entdecken: „Indianer töteten vom 18. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts so viele Hirsche – rund eine Million jährlich –, dass die Tiere im Süden der Staaten fast ausstarben. Auch waren sie beteiligt, Biber vielerorts auszurotten. Sie waren begierig, Felle bei Pelzhändlern gegen Waffen, Stoffe, Alkohol, Tabak und Glasperlen einzutauschen.“

Aus Sicht der indianischen Ureinwohner war die Welt eine große Gesellschaft von Lebewesen, begabt mit Persönlichkeit, Wille und Verstand. Doch das führte nicht etwa zu größerer Sensibilität im Umgang mit den Mitgeschöpfen. Stämme in den Great Plains trieben oft ganze Büffelherden auf einen Abgrund zu, die Tiere spran-



Indianer Iron Eyes Cody

Weltberühmte Kullerträne

gen in den Tod. Die Indianer ließen keines der Tiere entkommen, selbst wenn sie bereits mehr Fleisch besaßen, als sie tragen konnten. Denn, so Krech, „sie befürchteten, dass ein entkommener Bison seinen Artgenossen von der Falle berichten würde“.

Die Ureinwohner kamen dabei nicht auf die Idee, dass ihre wichtigste Nahrungsquelle je aussterben könnte, denn nach ihrem Mythos vermehrten sich Büffel auf endlosen Weiden unter der Erde. Jedes Frühjahr schwärmten sie wie Bienen aus Höhlen in die Steppe – und liefen den Indianern in die Arme. Um andere Tiere wie Biber und Hirsch rankten sich ähnliche Legenden von natürlichem, nie versiegender Reichtum.

Bei vielen angeblich indianischen Natursprüchen, deren sich die Öko-Bewegung bediente, ist die wahre Herkunft inzwischen zweifelhaft.

Zu einem Mantra der Ökologen wurde die Rede des Häuptlings Seattle, von dem

* Shepard Krech: „The Ecological Indian: Myth and History“. W. W. Norton, New York; 320 Seiten; 27,95 Dollar.

es heißt, er habe den großen Häuptling der Bleichgesichter in Washington 1854 wissen lassen: „Wir sind ein Teil der Erde, und sie ist ein Teil von uns.“ Der Duwamish-Indianer, so die Legende, habe die Abschlachtung der Büffel und den Eisenbahnbau beklagt und davor gewarnt, dass der weiße Mann „im eigenen Abfall ersticken“ werde.

Die herzerweichende Prosa hat jedoch einen Haken: Häuptling Seattle hat all das nie gesagt. Im Umkreis von 1000 Kilometern um die Siedlung Seattle gab es damals keinen einzigen Büffel und keine Eisenbahn. Die Popversion von Seattles Mahnruf verdankt die Welt vielmehr dem Drehbuchautor Ted Perry, der sie 1971 in einem Dokumentarfilm über Naturschutz dem Häuptling in den Mund legte.

Doch selbst die angeblich historische Version, die 1887 in einer Zeitung in Seattle erschien, bleibt dubios. Ein hoffnungsvoller Poet namens Henry Smith hatte damals den Text aus dem Gedächtnis aufgezeichnet, drei Jahrzehnte nachdem er dem Häuptling Seattle, der nur Duwamish sprach, als Dolmetscher gedient hatte. Smith hielt sich damals gerade seit einem Jahr im Nordwesten der USA auf. Inzwischen geht der böse Verdacht um, der weiße Mann habe den Glauben an „Mutter Erde“ ins indianische Gedankengut hinein geschmuggelt.

Vor Beginn des 20. Jahrhunderts gibt es nur wenige Hinweise auf ein ökologisches Bewusstsein der nordamerikanischen Ureinwohner – ihre Mythen glichen eher einem Handbuch für das Überleben in der Wildnis. Erst mit Beginn der Umweltbewegung Anfang der siebziger Jahre änderte sich die Einstellung: Indianer entdeckten den Öko in sich – Bücher mit indianischer Erdmystik stürmten die Bestsellerlisten.

Anthropologe Krech: „Was Amerikaner und Europäer seit den Sechzigern auf Indianer projizierten, haben viele von denen inzwischen verinnerlicht.“

Doch neben den modisch Naturbewegten gibt es unter den Eingeborenen nach wie vor knallharte Geschäftsleute. So plante Ende der achtziger Jahre der Inupiat-Stamm, im Arctic National Wildlife Refuge, dem größten Wildschutzgebiet der USA an der Nordküste Alaskas, nach Öl zu bohren.

In jenem Park grasen jeden Sommer über 180 000 Karibus. Da legten sich die ökologisch korrekten Nachbarn, die Gwich'in, quer. Die Herden seien „für die Ernährung, Kultur und Spiritualität unseres Volkes“ unerlässlich. Unter dem Beifall mehrerer Umweltorganisationen entschied der US-Kongress 1991 zu ihren Gunsten.

Kurz darauf luden dieselben Häuptlinge Exxon und andere Ölkonzerne ein, auf einem 7000 Quadratkilometer großen Gebiet ihres Reservats nach schwarzem Gold zu suchen – just da, wo die Karibus überwintern.

HUBERTUS BREUER